

Ueber Reissbau in Ostsumatra

Autor(en): **Bolz, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 23

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ueber Reisbau in Ostsumatra.

Von Dr. **Walter Bolz**, (Marberg) Palembang.

Die Kultur des Reises, dieses wichtigsten Nahrungsmittels der Malaien, steht in Sumatra nicht auf derselben Höhe wie in Java. Man unterscheidet zwei Arten von Reisfeldern, erstens die Sawas und zweitens die Ladang.

Die Sawas unterscheiden sich von den Ladang dadurch, daß sie bewässert und mehrere Jahre hintereinander, manchmal sogar immer, mit Reis bepflanzt werden; die Ladang dagegen sind trockene Felder und eignen sich nur einmal in einem Zeitraum mehrerer Jahre zum Reisbau. Sawas liegen stets in der Nähe von Flüssen; ihre Bewässerung ist selten eine künstliche und niemals wird derselben soviel Aufmerksamkeit geschenkt, wie es in Java der Fall ist, wo die Reisfelder oft stufenförmig übereinander liegen, wie die Nebel an einigen steinigten Gehängen der Schweiz. Das nötige Wasser muß manchmal von weit hergeleitet werden. Am Kupisfluß (Residentie Palembang) sah ich und vor mir H. D. Forbes*), wie die Malaien mittelst eines großen Wasserrades die nötige Menge von Wasser in die benachbarten Reisfelder schafften.

Die Zeit der Reisaat richtet sich nach dem Wasserstand des benachbarten Flusses. Am Lematang z. B. sah ich, daß die Reiskörner eben dem Schoße der Erde übergeben worden waren; als ich kurz darauf an den Musifluß kam, wurde in dessen Nähe schon Reis geerntet, während anderer so tief im und unter Wasser stand, daß er zu Grunde ging. Ein Sawasfeld ist einem unserer europäischen Getreidefelder ähnlich. Es wird natürlich nicht gepflügt, sondern höchstens mit einer Hacke etwas gelockert, doch sieht es im Ganzen ordentlich und sauber aus, weil die Bestirer Zeit haben, das Unkraut auszujäten. Da das Feld mehrere Jahre nach einander benutzt wird, finden sich auch die kreuz und quer liegenden Baumstämme, wie man sie in den Ladang zu treffen gewohnt ist, nicht. Saat, Besorgung und Ernte des Reises sind aber in den Sawas und Ladang im wesentlichen ein und dieselbe. Die Malaien behaupten aber, daß der im trockenen Felde geerntete Reis besser schmecke, als der aus den Sawas, die Ernte in den Letztern aber reichlicher sei.

Um einen Ladang auszulegen, wählt sich der Eingeborne ein Stück mit Wald bestandenes Terrain aus, und zwar am liebsten einen mehrjährigen Wald oder einen echten Urwald. In niedrigem, erst 2—3 Jahre altem Walde ist der Boden zu trocken und auch zu dicht bewachsen, um rasch einen Ladang zu kappen. Dem Dorfoberhaupt muß jedesmal, wenn eine neue Waldstrecke gefällt werden soll, vorher Mitteilung gemacht werden, damit keine Streitigkeiten entstehen und um zu verhindern, daß nicht sämtlicher Wald in unmittelbarer Nähe des Dorfes vernichtet würde. Um anzuzeigen, daß ein Stück Wald schon ausgewählt ist, wird eine Strecke davon gelichtet und an auffälliger Stelle an einem quer gelegten Ast einige Holzstücke aufgehängt. Im Juli zieht nun jedermann, der überhaupt im Stande ist, ein Hackmesser (Parang) zu handhaben, hinaus und beginnt das Unterholz und die jüngeren Bäume zu fällen, „das kleine Holz zu schneiden“, wie der Malaye sagt. Nach etwa 14 Tagen kommen die älteren Bäume, „das große Holz“, an die Reihe. Es braucht eine Menge Arbeit, bis ein Feld, groß genug, einer Familie für ein Jahr Nahrung zu bieten, von dem Pflanzenwuchs gesäubert ist, und diese Zeit ist, außer der Reisernte, die einzige, wo der Malaye wirklich fleißig ist. Die größten Bäume werden stehen gelassen, bei etwas kleineren Bäumen genügt der Parang zum Fällen nicht und die Art muß in Funktion treten. Manchmal wird bei großen Exemplaren in der Nähe des Stammes ein mehrere Meter hohes, lieberliches Gerüst gebaut, um den Baum an einer dünneren Stelle durchzuhauen. Die Malaien bekunden dabei eine außerordentliche Geschicklichkeit und der Baum fällt unfehlbar dorthin, wo sie ihn haben wollen. Liegen einmal alle Stämme, dann kommt die heiße August- und Septembersonne im Vereine mit den regenlosen Tagen dem Malayen zu Hülfe: kleinere Bäume, das Gebüsch und die niedrigen, an Schatten gewöhnten Pflanzen werden bis auf's Mark gedörrt, bei großen, alten Waldbriesen dauert dies freilich länger und

man findet ihre Leichen, an denen parasitische und epiphytische Pflanzen, zusammen mit einer Menge Insekten aller Art ihr Zerstörungswerk ausüben, während schon wieder üppiger Pflanzenwuchs ringsum sproßt und der mit diesen Dingen noch nicht Vertraute niemals auf den Gedanken kommen würde, daß hier schon einmal ein Reisfeld gestanden hat. Ist nun alles gehörig gedörrt oder befürchtet der Bestirer der gekappten Waldstrecke, daß die ersten, heftigen und längere Zeit andauernden Regenschauer als Vorläufer der mit dem Westmonsun unerbitlich heranrückenden Regenzeit eintreten möchten, so wird das Holz in Brand gesteckt. Sorgfältig wird dabei der Wind beobachtet, der mithelfen muß, das Feuer nach den verschiedenen Stellen zu treiben; wenn möglich wird das Holz mit dem da und dort aus der Erde strömenden Petroleum besuchet; die Männer stehen am Rande der neuen Lichtung, unbekümmert um die sengenden Sonnenstrahlen und die Hitze der brennenden Kämme, da und dort helfend, brennende Holzstücke an Plätze tragend, die von dem gefräßigen Element noch verschont wurden und dürres Gras und Laub als Feuerungsmaterial an entsprechender Stelle verwendend. Hier wird das dürre, dichte Laub eines großen Baumes in eine Feuergarbe verwandelt, dort lecken die Flammen an dem mit Moos bewachsenen, seiner riesigen Dicke wegen stehen gebliebenen Waldfönig empor, an einer andern Stelle, wo wohl noch nicht alles ganz dürr ist, steigen schwarzgraue Rauchwolken zum Himmel. Es gewährt ein großartiges Schauspiel, so ein Stück brennenden Waldes, besonders des Nachts. Wir fuhren einmal nach Einbruch der Dunkelheit in einer Frau auf einem kleinen Fluß, als wir bei einer scharfen Biegung desselben plötzlich ein Stück brennenden Ladang vor uns hatten. Was die Natur hier in jahrelanger Arbeit aufgebaut, wurde durch das Feuer in kurzer Zeit in seine ursprünglichen Bestandtheile verwandelt; es war aber ein prächtiger Anblick, und in 20 Jahren steht hier wieder schöner dichter Wald — wenn nicht das verderbliche Mlang-Mlang-Gras nach der Reisernte von dem Boden Besitz ergreift. Forbes (p. 140 u. ff.) jammert über diese Zerstörung: „Jedes Jahr werden ungeheure Strecken für den Reisbau gefällt, mehr als wirklich notwendig ist, und vieles wird absichtlich durch Feuer zerstört. Bäume vom seltensten und feinsten Holze haut man um, verbrennt sie halb und läßt das Uebrige verfaulen; zwischen den gefallenem Stämmen werden ein paar Ernten eingehemst und dann der Boden liegen gelassen, welcher sich bald mit schnellwachsenden, wertlosen Hölzern füllt, oder dem unausrottbaren Mlang-Mlang-Gras zur Beute wird. Unsere Enkel werden umsonst auf ihren Reisen nach den alten Waldbäumen suchen, von denen sie in den Büchern ihrer Großväter gelesen haben, und um sie kennen zu lernen, werden sie sich mit dem begnügen müssen, was sie aus den aufgehäuften Schätzen verschiedener Herbarien zusammenstoppeln können, welche die einzigen Ueberbleibsel erloschener Pflanzenarten darstellen werden.“ So schlimm ist es nun nicht. Der Ausbreitung der Ladang und damit der Zerstörung von seltenstem und feinstem Holz sind natürliche Grenzen gesetzt. Die Felder werden nie allzuweit von den Dörfern, die ja meist ziemlich weit auseinanderliegen, angelegt; und in wie viel Tausend Quadratkilometern hat die Art noch nie einen Baum beschädigt! Ob übrigens gewisse Holzarten durch einmaliges Fällen einer Waldstrecke ausgerottet werden, müßte noch genauer untersucht werden. Ich habe Waldstrecken gesehen, die von jungfräulichem Urwalde nicht zu unterscheiden waren und doch hatten hier ursprünglich Ansiedlungen gestanden, wie die Leute aus den Erzählungen ihrer Väter wußten und wie auch die noch vorhandenen Gräber bewiesen.

Die Rauchentwicklung eines Ladang ist manchmal eine enorme. Weit weg, oft viele Meilen, kann man der Sonne ins Auge sehen, ohne geblendet zu werden, alles erhält eine fahle, gelbliche Farbe. Als ich dies zum erstenmal sah, glaubte ich erst, es habe irgendwo ein vulkanischer Ausbruch stattgefunden, ähnlich demjenigen des Krakatau im Jahre 1883, wo ja durch die in der Luft schwebenden Staub- und Aschenteilchen die Sonne ebenfalls etwas verdüstert wurde.

Nachdem die Verbrennung der Bäume stattgefunden, werden

*) Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel. N. d. Englischen von R. Teuscher. Bd. I, p. 255, 1886.

die halb- oder ganz verkohlten Stämme etwas zurechtgelegt, so daß dazwischen einige freie Plätze entstehen, die Asche wird verstreut, da und dort ist es notwendig, vom Feuer verschonte, kleinere Bestände neu anzuzünden. Es gehört nicht zu den angenehmen Partien der Reife, wenn der Weg durch einen neuen Ladang führt. Kreuz und quer liegen die Stämme und strecken ihre verkohlten Nester zum Himmel, über der neuen Lichtung zittert die heiße Luft. Hier muß man dicke Bäume überklettern, dort balancierend einige Schritte vorgehen, bis man das Gleichgewicht zu verlieren riskiert, dann wieder zwischen angekokelten Strünken durchfriechen. Der heiße Grund brennt die Kulis an die dicken Sohlen. Ist man schließlich schweißtriefend am andern Rande dieser Bratpfanne angelangt, so sind Gesicht und Hände und der weiße Anzug schwarz gefleckt und gestreift. Ist der Ladang so weit fertig, dann wird die nächste Arbeit für den Besitzer darin bestehen sich ein Haus zu bauen.

Reiskörnern und um diese Zeit haben Jagdausflüge des Morgens oder des Abends in die Nähe der Felder guten Erfolg. Die Kröpfe der mannigfachen Taubenarten, welche zum Schutz kommen, sind oft zum Plagen voll mit Reis. Mit der Saat ist aber die Arbeit für den Malayan noch nicht beendet. Der fleißige Mann entfernt das sich überall breit machende Unkraut und der Faule erstellt mindestens einen leichten Zaun um seinen Besitz, um marodierenden Hirschen und Schweinen den Eingang zu verwehren. Namentlich letztere sind für den Malayan eine schwere Plage und vor der Reisernte wird man in allen Dörfern um Schießpulver angebettelt. Gelegentlich brechen Elephanten in den Ladang und was sie nicht auffressen, zertampfen sie mit ihren mächtigen Füßen. Aber auch Scharen von Tauben und kleinern Vögeln wollen ihren Anteil haben. Um sich einigermaßen gegen dieselben zu schützen, werden ähnlich wie bei uns, Vogelscheuchen aus alten Kleidern aufge-



„Der Schnellzug kommt!“ II. (G. Meyer-Cassel in Zürich).

Nicht zu weit vom Wasser, womöglich sicher aber auf der höchsten Stelle des neu anzulegenden Feldes erhebt sich bald eine auf vier Pfählen stehende Hütte. Sie wird nur sehr primitiv gemacht, da sie im allgemeinen nur für wenige Monate dienen soll. Eine Leiter führt hinauf; in der Nähe werden junge Bananenstämmchen gepflanzt, etwas Vombokpfeffer, Ananas und einige grüne Gemüse gezogen und nachdem der Boden einige Male Regen erhalten hat, kann mit der Saat des Reises begonnen werden. Dieser wichtige Moment wird gewöhnlich mit einer kleinen Festlichkeit begangen.

„Der Reis wird nicht gesät, sondern begraben.“ In Abständen von etwa dreißig Centimetern werden mittelst eines spizen Holzes Löcher von circa acht Centimetern Tiefe gemacht und fünf bis dreißig Reiskörner (natürlich mit den Hülsen) hineingelegt. Die Löcher werden nachher nicht geschlossen, dies wird vielmehr dem nächsten Regen überlassen, der sie mit Erde vollschwemmt. Die sich den Feldern in Menge nähernden Affen und Wildtauben machen reichlichen Gebrauch von den unbedeckten

stellt, oder man hängt an Faden trockene, große Blätter oder Instrumente, welche, vom Winde in Bewegung gesetzt, ein klapperndes Geräusch verursachen. Auf einem kleinen Brett sah ich einmal mit naiven Strichen eine menschliche Figur gemalt, zum Abhalten der Tiere. Den wirksamsten Schutz aber bilden lange Schlingpflanzen, die vom Hause aus nach allen Richtungen des Feldes gespannt und mit Blechstücken zc. behängt sind. Sobald nun eine Vogelschar sich auf irgend einem Theil des Feldes niederlassen will, wird von einer im Hause wachenden Person, meist einem Kinde des Eigentümers, die betreffende Schnur angezogen und die daran hängenden Lärminstrumente in Bewegung gesetzt. — Die Reissaat fällt in die Monate Oktober und November.

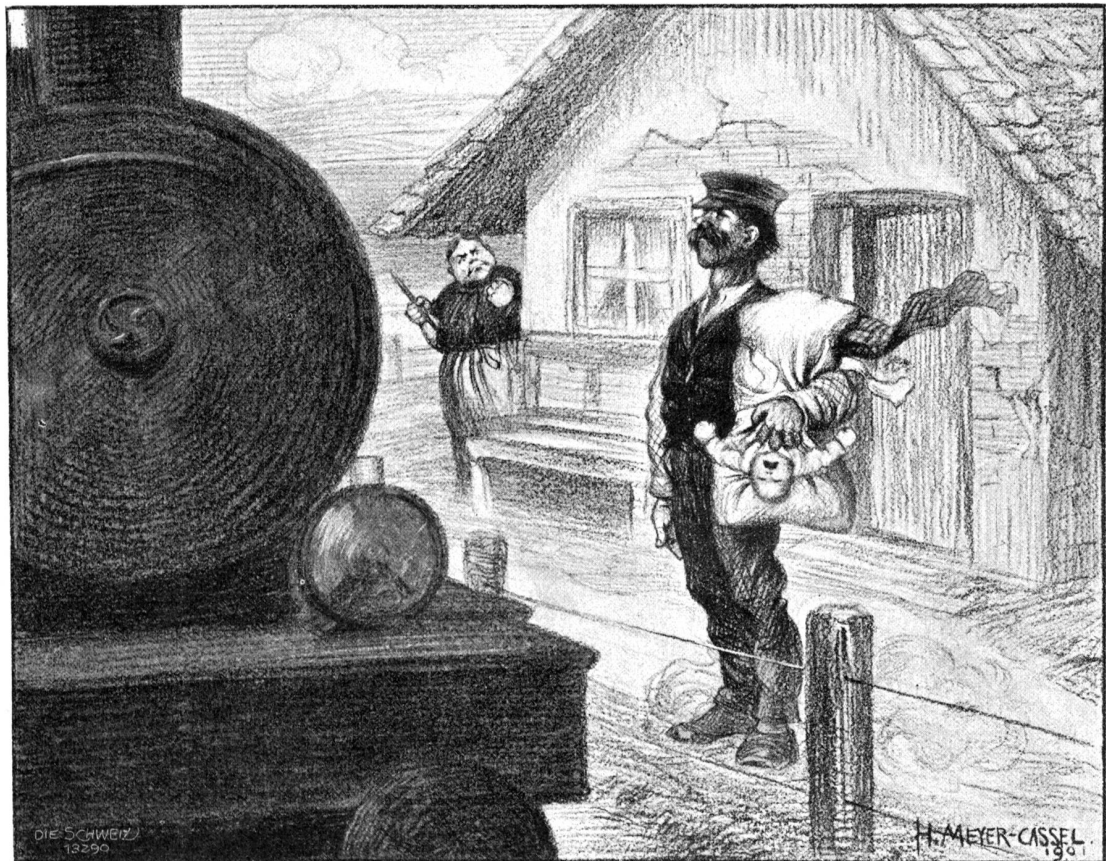
Der Ladangreis braucht bis zu seiner Reife etwa fünf Monate. Dies ist ein „Reisjahr“ und man hört manchmal von kleinen Kindern sagen, sie seien so und so viele „Reisjahre“ alt. Die im Februar oder März stattfindende Ernte wird oft mit einer kleinen Feier eröffnet und dann zieht man hinaus,

den Reis zu schneiden. Der Schnitter trägt einen Rückenkorb und schneidet mit einem Messer die einzelnen Reishalme so, daß er dieselben bequem in der Hand halten kann. Die einzelnen Bündel werden dann Abends per Korb nach den Dörfern getragen. Diese Arbeit fällt den Frauen zu, welche oft noch ein Kind an der Brust und ein anderes an der Hand führen, während der Gemahl nebenher geht, seine Cigarette raucht und nur etwa den geliebten Fenchhahn in einem Tuche mit sich trägt. In den Dörfern, etwas abseits von den Wohnungen, befinden sich kleine Schuppen und man kann sie schon daran als Reishäuser erkennen, weil beständig eine Menge Tiere, als Affen, Matten, Sichhörnchen und das Volk der Hühner sich in ihrer Nähe aufhält. Hier wird der Reis, nachdem man ihn noch einige Male der Sonne ausgesetzt hat, aufbewahrt und zwar so, wie man ihn vom Felde heimbrachte.

Will man nun Reis essen, so lösen die Frauen und Mädchen,

Unten läuft der bewegliche Baumstamm auf einem Stück Holz, das mit kleinen Zähnen versehen ist. Die ganze Maschine wird „Njar“ genannt. Durch das Hin- und Herbewegen des Stammes gelangen die Körner in den engen Raum zwischen diesen und die unbewegliche Stange und werden dadurch und durch die Reibung mit den unten angebrachten kleinen Zähnen von den Hülften befreit. Die Manipulation ist aber zweimal nötig und hierauf müssen die Körner nochmals gestampft werden. Zu diesem Zwecke legt man sie in ein Loch, welches in einen der Länge nach gespaltenen Baumstamm gemacht wurde und stampft sie nun mit einer ziemlich langen, unten etwas dickeren Stange. Bei dieser Manipulation kommen, wie schon Forbes bemerkt, die eleganten Formen der meist schön gewachsenen Mädchen besonders zur Geltung.

Der Reis wird mit Wasser gekocht und mittelst der rechten Hand zu getrockneten oder lebenden Fischen, Gemüse oder



„Der Schnellzug kommt!“ III. (H. Meyer-Cassel in Zürich).

denen die ganze folgende Arbeit zufällt, die Körner von den Halmen, indem sie mit ihren nackten Füßen darauf herumtreten, darauf werden sie nochmals an die Sonne gesetzt. Bei allen diesen Manipulationen geht auch eine Menge verloren. Die oben erwähnten Tiere machen sich jeden unbewachten Moment zu nütze, von den Körnern so viel wie möglich zu stehlen. Allen zuvor thun es die diebischen Affen und wie oft wird man gebeten, die unliebsamen Nachbarn wegzuschleusen. — Fast in jedem Hause steht eine Einrichtung, um den Reis von seiner Spreu zu befreien. Dieselbe besteht im wesentlichen aus einer vertikalen Stange, um welche ziemlich satt ein ausgehöhltes Stück Baumstamm läuft. Am letzteren befinden sich zwei Handhaben und oben ist er nach innen zu kegelförmig ausgehöhlt. Hier hinein werden die Körner gelegt.

sonstigen Zuspeisen geessen. Täglich finden durchschnittlich drei Mahlzeiten statt und bei jeder derselben ist Reis die Hauptspeise. Welch' eminente Bedeutung diese Getreideart für den Malayen hat, beweist schon der Umstand, daß die im ganzen armen malayische Sprache drei verschiedene Ausdrücke dafür hat. „Padi“ heißt der Reis, so lange er noch Hülften besitzt und man spricht auch von einem „Padi-feld.“ Der weiße, gestampfte Reis wird „Bras“ genannt und in gekochtem Zustande heißt er „Nasi.“ In Java soll es bei hundertfünfzig verschiedene Reissvarietäten geben.

Der Ladang, einmal abgeerntet, wird nun gewöhnlich seinem Schicksal überlassen und bedeckt sich in kurzer Zeit wieder mit Wald.



Der Fuchs.

Nach einem Gemälde von J. Ulrich, Zürich.
Im Besitze des Herrn Trümpler-Wit, Zürich.